Der Anzeiger.

Grand Island, - Nebraska.

Eine Katzeninsel.

Zu den merkwürdigsten kleinen Inseln unweit der Westküste unseres Landes gehört jedenfalls Santa Barbara, ein unwirthlicher dunkler Fels in der Nähe des californischen Countys Ventura, über den noch jetzt in manchen Kreisen allerlei abenteuerliche Geschichtchen spuken. Ihrer Lage nach 75 Meilen von der Küstenlinie, könnte diese Insel einen sehr annehmbaren Sommervergnügungsplatz bilden, wenn sie nicht so vollständig öde aus der Salzfluth emporstarrte, nur eine beständige Drohung für Schiffer bildend. Kein Grün sproß irgendwo auf ihrer ¾ Quadratmeilen, großen Fläche kein Wasser ist anzutreffen, außer bei Regenstürmen in ein paar Vertiefungen der Klippen, und ihre einzige Bevölkerung besteht aus einem Heer — Katzen.

Wie diese miauende Bevölkerung dorthin gekommen ist, weiß kein Mensch zu sagen. Durch „Urzeugung" sind diese Miezchen sicherlich nicht entstanden; ebenso wenig haben sie sich nach Darwin'scher Methode etwa aus einem Seestern heraus entwickelt. Wahrscheinlich sind ihre Ahnen irgend aus einem Fischerfahrzeug gekommen, welches an der Insel anlegte, und dort zurückgelassen worden, als das Fahrzeug wieder abfuhr. Man muß diese Theorie annehmen, weil man keine andere weiß.

Matrosen und Fischer, die ja stets einsame Gestade mit allen Arten von Ungeheuern und Dämonen bevölkert haben, versäumten auch nicht dieses Eiland mit grausiger Romantik zu umweben. Sie erzählten von schaurigen Gestalten, welche von Felsen zu Felsen singend durch die Luft schwebten, und von anderen, bedeutend anziehenderen, welche sich gruppenweise am Wasserande ansammelten und mit zartflötender Stimme, wie die Sirenen, mit lüsternen Bewegungen den Schiffer anzulocken suchten. Aber der Sirengesang besteht nur aus ganz ordinärer „Katzenmusik", die weder den Dulder Odysseus, noch irgend einen anderen Helden hätte verführen können.

Katzen aller Farben sind unter den Insulanern vertreten und die Bevölkerung vermehrt sich noch beständig. Dabei können sich die armen Miezchen nicht einmal an Feiertagen einen Mäusebraten leisten. Sie leben von Fischen, welche an's Gestade geschwemmt werden, oder unter den Felsen zu finden sind, und in gewissen Jahreszeiten können sie zur Abwechselung sich auch an Eiern und Jungen von Seevögeln laben. Gelegentlich machen sie sich auch über Aeser oder Menschenleichen her, welche von den Flüssen angeschwemmt werden. Während sie große Gesellschaft lieben und stets in Trupp umherschweifen, wohnen sie keineswegs sehr einträchtig beieinander, sondern haben öfters Händel und blutige Kämpfe, und dabei sollen die Ueberlebenden die Getödteten und Verwundeten — auffressen. Mitunterter kommt eine übermüthige Jagdpartie auf die Insel und pfeffert auf das Katzenvolk hinein. Trotz alledem gedeiht dieses vorzüglich.

Die bösen Zeitungsjungen.

„An diesen Pfingsten werde ick denken, so lange ick lebe, da kann ick Ihnen Sitzel un Brief dadruf jeben Herr Jerichtshof, ick stehe hier als zweiunsechzigjähriger unbescholtener Mann vor Ihnen, soll ick vielleich wejen eene eenzigige Backpfeife meinen unbescholtenen Ruf verlieren?" Während dieser Rede floß der Schweiß in Strömen über sein hochgeröthetes Gesicht. Er schien sein Taschentuch vergessen zu haben.

Vors.: Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Schulz: seien Sie nur nicht so aufgeregt, die Sache ist ja nicht so schlimm. Wenn Sie sich zu einem Gewaltakt haben hinreißen lassen, so gestehen Sie es nur ein, das ist das Beste, was Sie thun können.—

Angekl.: Ick werde mir jewiß nich uf Winkelzucht lejen, aber Allens wat recht is, ick brauche doch nich Holz un Kiehn uf mir hacken zu lassen.

Vors.: Nein, das brauchen Sie nicht, Sie sind der Körperverletzung des 14jährigen Zeitungsjungen Fischer angeklagt. Sie geben doch zu, ihn geschlagen zu haben?

Angekl.: Ja, det habe ick, un Schade um jeden Schlag, der vorbei jekommen is.

Vors.: Erzählen Sie kurz, wie Sie dazu gekommen sind.

Angkl.: Herr Jerichtshof, ick bin 30 Jahre lang Töppermeester jewesen un habe mir mit Jesellen un Lehrlinge herumjeärjert; det det keene Engel sind, werden Se woll wissen. Aber wat Rüdigkeit anbelangt, so sind et die reinen Waisenknaben jejen die Zeitungsjungens. Wat diese Burschen mir jeärjert haben, da is't Ende von weg. Die Bengels hatten sich det anjewehnt un uf meinen Hausflur so'ne Art Speditionsjeschäft injericht. Sie sortirten da ihre Zeitungen un machten dabei allerlei Kaleika. Ick wollte det nich leiden, denn ick habe feine Miether zu wohnen und da habe ick sie denn wegjejagt. Von diese Zeit an haben se en rachsüchtigen Haß uf mir jeworfen un mir zum Schabernack jethan, wat sie nur konnten. Ick wohne hoch parterre un wenn sie von oben runter kamen, denn schoben bei mir ooch die Zeitung durch die Dhiere, wobei sie denn klingelten, als wenn't Haus brennte. Ick habe mir bei die Redaktion beschwert, det hat mir aber nischt jenützt. Denn fingen se mal an, mir det Morjens Ständchens zu bringen, un die waren ooch darnach. „Still ruht der See, die Töpper streiken" un andere so'ne anzüglichen Lieder. Also in'n März lasse ick mir die Treppen streichen. Die Maler müssen det natürlich des Nachts machen un denn legen sie so'ne Bretterstückchen uf die Stufen, wo die Leite uf treten sollen, det se de Farbe nich verwischen. Nu machten sich die Zeitungsjungen en jewissermaßenet Verjniejen daraus, det Morjens früh, wenn sie die Treppen ruf un runter liefen, nich uf die Bretter zu treten, sondern nebenbei uf die Farbe, die noch naß war. Nu mußten die Maler det Abends immer wieder kommen, wat mir natierlich jroße Kosten und villen Aerger machte. Eines Morjens stößt mir meine Frau an un sagt; „Du, Willem, hör' mal, nu kommen sie wieder von oben runter." Ick uf'n Korridor raus, nehme mir den Jummischlauch, den ick da schon parat jehalten hatte, und kieke durch det runde Loch, wat in die Dhiere is. Richtig, da kamen zwee von die Bengels runter. Ick reiße die Dhiere uf un will den eenen mit'n Jummischlauch eenen überziehen. Der Junge is aber zu flink, ick treffe ihn nich und in die Rasche jehe ick eenen Schritt raus und haue noch mal nach ihm, wie er so die Treppe runterläuft. Ick treffe ihn wieder nich, in denselben Oogenblick aber wirft ooch der Zug hinter mir die Korridordhiere zu un det Unglück will, det mir ein Zippel von det einzige Kleidungsstück, wat ick anhatte, und wat man direkt uf'n Leibe zu dragen pflegt, in die Dhiere festgeklemmt wird. Ick zuppe und zuppe, aber ich kann nich vor- un rückwärts. Dabei muß ick nu selber mit die nackigeen Beene in die Farbe rumtrampeln. Ja, Sie lachen, meine Herren, aber ick kann Ihnen sagen, det war eene niederträchtige Situation. Die Jungens standen unten an der Treppe un freuten sich un jedesmal wenn ick mir umdrehte, um an die Klingel zu reißen, denn wurde des Stück Zeug, wat ick anhatte, noch kürzer un die Jungens, die juchten nur so vor Verjniegen. Dabei ästimirte meine Olle det Klingeln nich, indem sie der Meinung war, det die Jungens det machten, un zuletzt ballere ick mit beede Fäuste jejen die Dhiere, bis sie mir denn endlich von der Angel losmachte. Wat habe ick vor Angst ausgestaaden, det eene von die Mädchens die Treppe 'runterkommen dhäte. Ick habe den Morjen keen Kaffee und keen Frühstück genossen, so hatte ick mir jeärgert. Aber ick hatte mir zujeschworen, det der erste Zeitungsjunge den ick kriegen dhäte, een ordentlichen Puckel voll kriejen sollte, un uf'n Abend habe ick denn ooch den Fischer erwischt.

Da aus der Zeugenvernehmung hervorgeht, daß der Angeklagte schwer gereizt worden ist, so kommt er mit einer Geldstrafe von 10 Mark davon.

Spinnen als Erfinderinnen.

Eine der interessantesten Spinnenarten ist die Trichterspinne (Argyroneta aquatica), eine Wasserspinne, welche mit vollem Recht als die erste Erfinderin der Taucherglocke angesehen werden darf. Dieses merkwürdige Thierchen lebt in stehenden Gewässern und verweilt stundenlang unter dem Wasser, obgleich es darin, wie jede andere Spinne, durch den Eintritt des Wassers in seine Lungensäcke ertrinken müßte, wenn es sich nicht auf folgende, höchst sinnreiche Art zu helfen wüßte. Indem die Spinne nämlich ihren Hinterleib erst über den Wasserspiegel emporhebt, hüllt sie denselben beim Untertauchen in eine Luftblase ein, die wahrscheinlich durch den flaumartigen Ueberzug ihres Körpers festgehalten wird und wie ein glänzendes Quecksilberkügelchen aussieht. Ist die Spinne in der Tiefe angekommen, so wählt sie einen Platz, wo Wasserpflanzen dicht beisammen stehen, und reibt mit ihren Füßen ihren Hinterleib so lange, bis sich die Luftblase ablöst und hier unten durch das Pflanzengewirr rückgehalten wird. Ist dieses geschehen, so steigt sie wieder an die Oberfläche des Wassers empor und wiederholt dasselbe Spiel so lange, bis sie an derselben Stelle eine ausreichende Menge von Luft zusammengebracht hat. Alsdann hüllt sie diese Luft in ein sehr feines, aber dichtes Gewebe von Spinnfäden ein, das vollständig die Form einer Taucherglocke hat und durch ausgespannte Fäden ringsum befestigt wird.

Sollte di Glocke, was oft der Fall ist, noch nicht hinlänglich mit Luft gefüllt sein, so werden auf die oben beschriebene Weise neue Luftblasen von der Wasseroberfläche herabgeholt und in das Gehäuse entleert, welches dann im fertigen Zustande das Ansehen einer prächtigen, silberglänzenden Glocke gewonnen hat. In diesem poetischen Raume, der einem wahren Krystallpalast gleicht und an die Märchen der „Tausend und eine Nacht" erinnert, lebt nun das Thierchen glücklich und zufrieden, trägt seine Beute dahin und erzieht seine Jungen. Doch geht es nicht nur auf den Anstand im Wasser, sondern es jagt auch auf dem Trockenen, trägt aber seine Beute stets hinab in seinen verborgenen Glaspalast, um sie hier in Ruhe und Frieden zu verzehren. Bleibt nach der Stillung des Hungers etwas von der Beute übrig, so wird sie an einem Faden in der Taucherglocke vorsorglich für spätere Zeit aufgehangen. Das Männchen baut seine lichte Wohnung dicht neben die des Weibchens und verbindet beide durch eine Oeffnung. So leben die beiden Ehegatten, jedes in seiner besondern Häuslichkeit, in friedlicher Eintracht rebeneinander, fern von dem Geräusche der Welt und nur mit der Sorge für ihre Familie beschäftigt, dabei aber stets vom leicht gedämpften Strahl eines glänzenden Lichtes beschienen.

In der Gefangenschift weiß sich das kluge Thier ganz vortrefflich nach den Umständen zu richten, so daß es seine Glocke entweder an die Wände des Gefäßes anheftet oder auch, wenn Pflanzen nicht vorhanden sind, kreuzweise Fäden durch das Wasser zieht, zwischen denen dann die Glocke aufgehangen wird. Den Winter verbringt unsere kleine Künstlerin meist in einem leeren Schneckenhause, dessen Mündung sie durch ein dichtes Gewebe verschließt.

Weniger idyllisch, als die Trichterspinne lebt die gerandete Jagdspinne (Dolomedes marginatus), welche zu den Spinnenarten gehört, die keine Netze spinnen und ihre Beute ähnlich wie Raubthiere erjagen. Wie die Trichterspinne aber als Erfinderin der Taucherglocke gilt, so kann die Jagdspinne als die erste Erbauerin der schwimmenden Flösse angesehen werden. Sie begnügt sich nämlich nicht damit, Insekten auf dem Lande zu jagen, sondern verfolgt sie bis in das Wasser, auf dessen Oberfläche sie mit Leichtigkeit einherschreitet. Sie bedarf dabei aber einer Stätte, um sich auszuruhen, und verschafft sich diese, indem sie trockene Blätter und ähnliche Körper zusammenballt und mit ihren Seidenfäden zusammenbindet. Auf diesem floßartigen Fahrzeug läßt sich nun unsere Spinne von Wind und Wellen umhertreiben, und wenn ein unglückliches Wasserinsekt nur einen Augenblick an die Oberfläche seines Elementes hervorkommt, um Luft zu schöpfen, so stürzt sie blitzschnell darauf los, ergreift es und trägt es auf ihr Floß, um es daselbst in aller Ruhe zu verzehren. Also überall in der Natur begegnen wir einem Erfindungstrieb, um sich im Kampf um's Dasein geschickter zu machen, und wir können uns keine schöneren Stunden verschaffen, als wenn wir bei unseren Spaziergängen diesen seltsamen Erscheinungen unsere Aufmerksamkeit schenken.

Zweiter Pfingstfeiertag in Petersburg.

Der zweite Pfingstfeiertag hatte früher für die Töchter des Mittelbesonders des Kaufmannsstandes in Petersburg eine ganz besondere Bedeutung. Am Nachmittag dieses Feiertages zogen diese jungen Mädchen mit ihren Müttern und der Freiwerberin nach dem an der Newa gelegenen Sommergarten, um sich dort in der Hauptallee in stattlichen Reihen zur Brautschau aufzustellen. Die Mütter putzten sie zu diesem Ereigniß mit allen Kostbarkeiten aus, die nur irgend in ihrem Besitz waren; denn der Reichthum der Schönen bildete das beste Anziehungsmittel für die Heiraths-Kandidaten. Was an Tand und Schmucksachen aufzubringen war, trugen die jungen Dirnen an sich; eine findige Mutter soll einmal ihrer Tochter an die Halsschnur ein Dutzend vergoldeter Theelöffel gehängt und in den Gürtel die gleiche Anzahl Eßlöffel gesteckt haben, damit sie einen recht wohlhabenden Eindruck mache. Fast alle Mädchen hatten tüchtig Schminke aufgelegt und überhaupt ihre körperlichen Reize zu erhöhen gesucht. Die jungen Männer, ebenfalls plump-stutzerhaft gekleidet, erschienen zumeist in Begleitung ihrer Väter, die sich mit praktischen Winken und Rathschlägen lebhaft an der seltsamen Musterung betheiligten. Blieb das Auge wohlgefällig an einer jungen Schönen hängen, so trat sofort die Freiwerberin in Thätigkeit. Mit jener erstaunlichen breiten Beredtsamkeit, die gerade im russischen Kaufmannsstand dem Gespräch ein so eigenthümliches Gepräge verleiht, pries sie die Vorzüge ihrer Schutzbefohlenen auf allen Gebieten. Der geschäftskundige Kaufmann erkannte natürlich alsbald, was von den Anpreisungen zuverlässig und was erdichtet war.

Wirthschaftliche Ansprüche wurden an die zukünftige Gattin überhaupt nicht gestellt, da mit einer bestimmten Anzahl von Dienstboten unter gegebenen günstigen Verhältnissen von vornherein gerechnet wurde. Hatten nun Vater und Sohn zu Hause die Vorschläge nach genauester Berechnung für günstig befunden, so begannen die eigentlichen Verhandlungen, die zunächst immer noch durch die Freiwerberin geführt wurden. Waren diese zu einem Abschluß „mit Vorbehalt" gediehen, so erfolgte die Vorstellung im Hause der Auserwählten. Die Letztere blieb bis zur endgiltigen Entscheidung die unbetheiligte Person an der ganzen Verhandlung, wurde aber während dieser Zeit schon gewissermaßen als Braut betrachtet. Nachdem unter unsäglichem Schachern der Vater der Braut dann die nöthigen reellen Beweise für die Mitgift seiner Tochter beigebracht hatte, fand die Verlobung und—wegen gegenseitigen Mißtrauens—sehr schnell die Verheirathung statt.

Selbstverständlich fielen für die unverdrossene Arbeit der Freiwerberin die entsprechenden Prozente ab und gleichzeitig wurde sie für weitere Vermittelungen auch nahstehenden Familien empfohlen. Naturgemäß spielte sie jederzeit eine höchst geachtete Rolle bei Müttern und Töchtern und konnte einer besonderen Aufnahme und der besten Leckerbissen immer sicher sein. Die Brautschau am zweiten Pfingsttage hat sich unter etwas veränderten Verhältnissen bis zur Zeit der Regierung Alexanders II. gehalten. Als der kosmopolitische Charakter der Hauptstadt zunahm, verschwand sie. Aber noch heutigen Tages werden die Heirathen in mittleren und niederen Kaufmannshäusern und auch bei den Bauern fast ausschließlich mit Hilfe der „Swacha" angebahnt und das geschäftliche Interesse giebt ganz und gar den Ausschlag. Auch jetzt noch kann man die Freiwerberin an öffentlichen Orten, z. B. im Zoologischen Garten, mit ihren Versuchsobjekten sehen und ohne sonderliche Schwierigkeit ihre unvergleichliche Vermittlungsgabe beobachten.

Humoristisches.

Kasernenhofblüthe. Unteroffizier Brüller: „Sie, Einjähriger, machen Sie doch nicht gar ein so dummes Gesicht..wie der Pater Peccavi, als er das Pulver nicht erfinden konnte.

Einfache Erklärung. Tratscher: „Sagen Sie mir doch einmal Herr Nachbar, was thun Sie denn eigentlich, daß Sie so dick werden?"

Düpsler: „Nischt!"

Auch ein Urtheil. Tourist: „Nun, wie gefällt Ihnen Italien und speziell Neapel?"

Berliner Tourist: „Nich übel — is nur 'n Bischen zu abjelegen."

Darum. „Ich bin froh, daß 's heuer den ersten Mai verregnet hat!"

„Sind Sie denn ein solcher Arbeiterfeind?"

„Gott bewahr'!—aber meiner Alten und den zwei Mädeln hätt' ich neue Kleider kaufen müssen!"

Dacum. Weinreisender (Prahlhans): „Von meinem Haus sind außer mir noch elf Reisende angestellt, deren jeder bei 20 Mark Tagesdiäten ein Gehalt von 5000 Mark hat!" — Kunde: „Na, da wundert's mich nicht mehr, daß für den Wein kein Gehalt übrig bleibt!"

Schlagende Widerlegung. „Ich finde es unerklärlich, daß mich meine Kollegen alle für einen Hasenfuß halten. Von der ganzen Sippschaft hat doch keiner die Courage gehabt, meine Alte zu heirathen—als wie ich."

Verplappert. Tante: „.... Also Du hast jetzt einen Klavierlehrer; wie weit seid Ihr denn schon?"

Backfisch: „Still! Mama weiß ja noch nichts davon!"

Abkühlung. Dame (zu ihrem lästigen Verehrer): „Herr Kalb, letzte Nacht träumte ich von Ihnen ....."

Herr: „Wirklich, meine Gnädigste?"

Dame: „Ja, ich träume immer so einfältiges Zeug!"

Zum Vortheile verändert. „Es ist jetzt zwölf Jahre her, daß ich Dich nicht mehr gesehen habe, Du hast Dich aber zu Deinem Vortheile verändert."

„Zu meinem Vortheile, wieso?"

„Nun, Du brauchst kein Geld für's Haarschneiden mehr auszugeben."

Friedliebend. Präsident (zum Angeklagten, der fortgehen will): „Ja, wohin denn?"

Angeklagte: „Fort will i geh'n. I bin a friedliebender Mensch; wenn si der Herr Staatsanwalt mit mein' Vertheidiger beständig wegen mir herumstreit't—dös kann i net länger mehr anhörn."

Ein sonderbarer Thierfreund. Dame: „Sind Sie auch ein Thierfreund? Lieben Sie die Thiere des Waldes?"

Herr: „O, gewiß! Ich esse z. B. Hasenbraten leidenschaftlich gern!"

Schadenfreude. Drei Spießbürger spielen regelmäßig Skat mit einander, wobei aber ein und derselbe von ihnen fast jedesmal allein den Gewinn einstreicht. Als die beiden Andern nun einmal weniger als sonst verloren haben, flüstert einer dem anderen mit einem Blicke auf den Dritten zu: „Den haben wir aber heute gut gerupft!"

Die 17jährige Grhce Younatz aus Hartford City gerieth in Eaton, Ind., in die Maschinerie einer Mahlmühle und wurde zu Tode gequetscht.

Macht einen großen Unterschied. Apotheker: „Hier mein Herr, kostet einen Dollar und fünfundzwanzig Cents."

Kunde: „Entschuldigen Sie, aber ich bin auch Apotheker."

Apotheker: „O, so bitte ich tausendmal um Entschuldigung. Zehn Cents."

Unverbesserlich. „Heute hab' ich beschlossen, ein anderer Mensch zu werden! Donnerwetter, das ist ja eine famose „causa bibendi!"

Neues Symptom. Gast: Wie geht's immer, Herr Wirth?

Wirth: Danke, nicht schlecht! Nur mit meinen Augen bin ich nicht recht zufrieden! Von Ihnen z. B. hab' ich schon seit zwei Monaten kein Geld gesehen!

Die Kirche der „mährischen Brüder" in Bethlehem in Pennsylvanien und der Ort selbst haben am 25. Juni den einhundertundfünfzigsten Jahrestag ihres Bestehens gefeiert. Vormittags fand ein Umzug der Schüler der öffentlichen und der Gemeindeschulen statt und an besonders denkwürdigen Plätzen wurden bronzene oder steinerne Gedenktafeln aufgestellt oder befestigt. Nachmittags hielt General Doster aus Bethlehem die Festrede. Am Sonntag fand in der Kirche von 9 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Nachmittags Gottesdienst ausschließlich in deutscher Sprache statt.

Bei anhaltend günstigem Wetter dürfte die Hafererne in Illinois einen Ertrag von 85 v. J. einer Durchschnittsernte ergeben.

Heu-Ernte.

Von nicht geringer Bedeutung ist, daß die Heuernte heutzutage bedeutend weniger Zeit in Anspruch nimmt, als früher. Mit der kürzeren Zeit, die zur Einheimsung des Heu's erforderlich ist, vermindert sich auch wesentlich die Gefahr des Verderbens desselben. Durch Benutzung der verschiedenen Maschinen, welche wir dem amerikanischen Erfindungsgeiste verdanken, und die hier zu Lande neuerdings viel im Gebrauche sind, ist es uns möglich gemacht, die Zeit der Heuernte bedeutend abzukürzen. Wir machen hier nur auf die großen Vortheile aufmerksam, welche der Gebrauch des Grasmähers, des Heuwenders, des Pferderechens und der beim Abladen des Heu's zur Verwendung kommenden Geräthe gewähren.

Auch hat die Erfahrung gelehrt, daß man früher im Allgemeinen das Heu länger dörrte, als nöthig ist. Wir haben uns überzeugt, daß die früher von der Mehrheit der Farmer auf das Trocknen des Heu's verwandte Zeit bedeutend abgekürzt werden kann, und daß wir bei diesem Verfahren ein besseres, kräftigeres Futter erhalten.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß in nassen Jahren die Vortheile des Silos und der Ensilage uns lebhaft vor die Augen treten. Zu den wichtigsten dieser Vortheile gehört der Umstand, daß der Farmer bei dieser Art der Futterbereitung bedeutend weniger von dem Stande der Witterung abhängig ist, als bei der Bereitung von Dürrfutter.

Von großer Wichtigkeit ist es, beim Mähen der Futtergewächse den richtigen Zeitpunkt zu treffen. Man darf es getrost aussprechen, die Mehrzahl der Bauern läßt das Gras viel zu alt werden. Der geeignete Zeitpunkt zum Schneiden der kleeartigen Gewächse ist die beginnende Blüthe. Bei den Gräsern muß der Schnitt meistentheils vorgenommen werden, wenn sie in voller Blüthe stehen. Schiebt man das Mähen hinaus bis zu dem Zeitpunkte, wo bereits die Samenkörner sich bilden, so ist die Ernte mit Verlust verbunden.

Zur Zeit der Blüthe enthalten die Futterpflanzen den größten Vorrath von leicht verdaulichem Nährstoff. Mit der weiteren Entwickelung nimmt der Gehalt an Holzfaser zu, der Gehalt an dem eigentlichen Kern des Futters (dem Eiweißstoff) wird geringer; auch die stickstoffhaltigen Bestandtheile erfahren eine stete Verminderung.

Es ist ja freilich Thatsache, daß ungünstige Witterungsverhältnisse, auch wohl Mangel an ausreichenden Arbeitskräften, es nicht immer möglich machen, den richtigen Erntezeitpunkt einzuhalten. Da heißt es, sich in das Unvermeidliche fügen, und zwar ohne Murren.

Wie das zu späte Mähen des Grases vermieden werden muß, so ist es als ein großer Fehler zu bezeichnen, wenn man mit dem Einfahren des geschnittenen und getrockneten Grases zu lange zögert. Die Mehrzahl der Bauern verwendet an das Dörren des Grases viel mehr Zeit, als zur Erlangung eines wahrhaften Dürrfutters ersprießlich ist.

Es handelt sich beim Heumachen darum, mit den geschnittenen Futterpflanzen einen möglichst großen Vorrath der in denselben enthaltenen Nährstoffe einzuheimsen. Es handelt sich nicht allein um die Masse des Heu's, welche wir einfahren, sondern es handelt sich auch in hohem Grade um die Masse von verdaulichen Nährstoffen, welche es enthält. Ein Theil der in den grünen Futterpflanzen enthaltenen Nährstoffe geht, infolge der Einwirkung von Sonnenhitze und Feuchtigkeit, unter allen Umständen bei der Heubereitung verloren. Je länger die geschnittenen Pflanzen den Einwirkungen der sengenden Sonnenstrahlen und der Feuchtigkeit (Regen, Thau, Nebel) ausgesetzt sind, um so mehr mird sich der Gehalt an Nährstoffen in demselben vermindern. Man kann dem besten Klee, den besten Gräsern durch zu langes Dörren einen so bedeutenden Theil ihrer Nährkraft rauben, daß sie als Futtermittel sehr geringen Werth behalten.

Der Zeitraum, der zum Trocknen von Klee und Gräsern erforderlich ist, läßt sich nach Tagen und Stunden nicht festsetzen. In nassen Jahrgängen sind die Futterpflanzen saftreicher als in trocknen. Auch erfordern die Pflanzen, wenn sie dicht stehen, längere Zeit zum Trocknen, als die dünnstehenden.

Bei „richtigem Heuwetter" kann das am Morgen geschnittene, am Vormittage mit dem Heuwender bearbeitete, am späten Nachmittag mit dem Pferderechen auf Windschwaden und kleine Haufen gebrachte Grasheu, am Abend desselben Tages eingefahren werden. Ist das Wetter weniger günstig, so kann das am Morgen geschnittene Gras im Laufe des Tages mit dem Tedder zweimal gewendet, dann mit dem Pferderechen auf Windschwaden und Haufen gebracht werden. Am nächsten Morgen, nachdem der Thau vollkommen abgetrocknet ist, werden die Haufen gewendet und locker ausgebreitet.

Am Nachmittage kann alsdann eingefahren werden. Der Klee und das Kleegras erfordern etwas längere Zeit zum Trocknen. Schneidet man den Klee bei richtigem Heuwetter am Morgen, nachdem er frei von Thau ist, wendet man ihn kurz nach Mittag mit dem Tedder, so ist er gegen Abend hinreichend abgewelkt, um auf kleine Haufen gebracht zu werden. Am Morgen wird der Klee mit der Forke locker ausgebreitet. Am Abend bringt man ihn wieder auf Haufen, die am nächsten Tage, nachdem sie, sobald sie frei von Thau sind, gewendet wurden und einige Stunden an der Sonne gelegen, eingefahren werden können.

Es ist rathsam, Kleeheu während der Mitte des Tages einzufahren, da es am frühen Morgen und gegen Abend begierig Feuchtigkeit (Thau, Nebel) in sich aufnimmt. (Amerika).

Ist die Photographie der Farbe gelöst?

Die photographische Wiedergabe der Farben, bekanntlich eine der wichtigsten, aber auch schwierigsten Aufgaben, an deren Lösung die moderne Photographie arbeitet, ist jetzt als gelungen zu betrachten. Gemälde und Aquarelle verschiedener Maler, sowie eine in reichen Farben ausgeführte persische Stickerei sind durch ein neu entdecktes Verfahren in allen Einzelnheiten der Farbe so gut wiedergegeben, wie das bisher noch keinen der auf diesem Gebiete gemachten Versuche gelungen war. Besonders ein in Deckfarben ausgeführtes Bildchen von Adolf Menzel, eine Scene auf einer Parkterasse, ist durch das neue Verfahren sehr reizvoll wiedergegeben. Wenn die Nachbildung auch nicht ganz die volle koloristische Kraft eines Menzel'schen Originalwerks besitzt—denn die Originale werden wohl auch fernerhin unersetzlich bleiben—so ist doch das kleine, durch das neue Verfahren hergestellte farbige Lichtbild bis jetzt das vollendetste unter allen auf mechanischem Wege hergestellten farbigen Vervielfältigungen, die der Verfasser dieser Zeilen bisher gesehen hat. Schon dieser Vorzug vor allen übrigen farbigen Vervielfältigungs-Arten bedeutet eine wichtige Errungenschaft, selbst wenn sich vor der Hand noch nicht alle Wünsche, die an dieses Verfahren geknüpft werden erfüllen sollten. Denn die Erfinder des Verfahrens stellen nichts Geringeres in Aussicht, als daß sie die neue Farbenphotographie so zu vervollkommnen hoffen, daß durch dieselbe nicht nur Werke der Kunst, sondern alle Gegenstände der Natur, ja selbst ganze Landschaften in ihrer natürlichen Farbenwirkung, ebenso die Bildnisse von Menschen und Thieren in voller Farbentreue wiedergegeben werden können. Bis jetzt sind die Versuche mangelt, da die photographischen Aufnahme selbst bei den schärfsten Apparaten mindestens eine Viertelstunde dauert, und so lange pflegen lebende Wesen nicht still zu halten, noch weniger die beständig wechselnde Beleuchtung der Landschaft, der Zug der Wolken, die Färbung des Himmels und manche andere Dinge, die dem Laien vielleicht bedeutungslos erscheinen mögen. Eine bereits jetzt ausgeführte landschaftliche Aufnahme, eine Stelle aus dem Park von Charlottenburg mit dem Pavillon der Gräfin Lichtenau im Hintergrunde, ist nicht ohne Reiz und läßt wohl ein Gelingen derartiger Wiedergaben der Natur hoffen.

Das Verfahren, welches jetzt so überraschende Erfolge erzielt hat, ist nicht mit einem Male erfunden. Das wesentlichste Vergienst gebührt dem Professor an der Technischen Hochschule H. W. Vogel. Die jetzt angefertigten Lichtbilder sind durch eine Weiterbildung dieser Entdeckung von Dr. Vogel jun. und Ulrich in der neu gegründeten Gesellschaft für Naturfarbendruck zu Berlin hergestellt und in der Kunsthandlung von R. Wagner ausgestellt. Das Verfahren beruht auf der Entdeckung, daß alle Farben, selbst jede feinere farbige Schattirung, die auf einem Gemälde vorkommt, sich durch drei übereinander gedruckte Farbenplatten herstellen lassen. Diese Farben sind: Roth, Blau und Gelb. Da es dem Professor Vogel bereits früher gelungen war, dreierlei verschiedene lichtempfindliche photographische Platten herzustellen, von denen die eine nur das Gelb, die andere nur das Blau und die dritte nur das Roth des zu photographirenden Gemäldes wiedergab, so gelang es endlich aus diesen drei Platten die volle farbige Nachbildung eines Gemäldes zusammenzusetzen. Die Platten bestehen wie diejenigen bei jedem Lichtdruckverfahren aus Gelatine. Jede Platte wird mit der betreffenden Farbe eingewalzt, und die verschiedenen Platten werden wie bei jedem anderen Farbendruckverfahren übereinander gedruckt. Die richtige Farbenwirkung hängt natürlich davon ab, daß der Drucker jede einzelne der drei Farben in der richtigen, durch Proben festzustellenden Stärke auf die betr. Gelatineplatte bringt. Sonst fällt der fertige Farbendruck entweder zu roth oder zu blau oder zu gelb aus. Ob dieses Treffen des richtigen Farbenwerthes bei jedem einzelnen Druck leicht oder schwer zu bewerkstelligen ist, davon wird natürlich die Frage abhängen, ob das Verfahren eine derartige massenhafte Vervielfältigung zuläßt, daß die neuen farbigen Lichtbilder den Wettbewerb mit anderen Farbendrucken aufnehmen können. Nicht nur für die Kunst, sondern für die verschiedensten wissenschaftlichen Zwecke wäre durch das neue Vogel-Ullrich'sche Verfahren somit eines der wichtigsten Darstellungsmittel gewonnen. (B. T.)

Beim Wort genommen. Mann: „Wie, Du willst schon wieder einen neuen Hut haben. Der alte ist doch noch ganz gut!"

Frau: „Daß er alt ist, findest Du also auch?"

Der Mormonenbischof Lot Smith ist bei Flagstaff, Arz., von Navora-Indianern ermordet worden.